



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaiser Theodor von Abyssinien.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Kaiser Theodor von Abyssinien.

F. H. Apel: Drei Monate in Abyssinien. Zürich, E. Meyer.

Eines der interessantesten Beispiele, wie Staaten, die gesunken sind, sich durch energische Fürsten fast plötzlich wieder erheben, ist das abyssinische Reich, in alter Zeit eines der mächtigsten in Ostafrika, im Mittelalter und in der Zeit der großen Seezüge der Portugiesen weithin im Norden berühmt als das Land des geheimnißvollen Priesters Johann, dann bis in die vierziger Jahre unsres Jahrhunderts hinein durch Bürgerkriege geschwächt und gespalten, tief verwildert und so gründlich herabgekommen, daß es in der Länder- und Völkerkunde nur noch beiläufig erwähnt zu werden pflegte, endlich aber, in den letzten beiden Decennien, durch die rücksichtslose Energie, den Ehrgeiz und die kluge Politik eines merkwürdigen Mannes wieder zur Einheit und Macht gelangt, so daß es gegenwärtig sehr wohl der Mühe lohnt, einen Blick auf dasselbe zu werfen. Häufig gedenken Zeitungsnachrichten des neu aufblühenden Reiches, wiederholt versuchten England wie Frankreich mit dessen Beherrscher als dem stärksten Nachbar Aegyptens und folglich als einem nicht außer Berechnung zu lassenden Factor bei dem verwickelten Exempel der orientalischen Frage anzuknüpfen, zuletzt machte es durch die Gefangenhaltung des Missionärs Stern und des britischen Consuls Cameron von sich reden, und nicht unmöglich ist, daß es demnächst durch einen Krieg mit den Türken in Aegypten und am rothen Meer noch weiter in das Bereich der Tagesfragen hereintritt.

Ueber das Volk von Habesch sind wir im Allgemeinen genügend unterrichtet. Es sind schwarze Kaukaster, der Sprache nach Semiten, hinsichtlich des Glaubens jakobitische Christen wie die Kopten, in Sitte und Wissen arg verkümmert, aber von einer gewissen ritterlichen Haltung, im Ganzen Halbbarbaren. Dagegen erfuhr man über den ungewöhnlichen Mann, der das alte äthiopische Kaiserthum wieder hergestellt, so oft er auch erwähnt wurde, bis auf die letzte Zeit nur Unzusammenhängendes und sich Widersprechendes, so daß er mitten in der Gegenwart und keineswegs sehr weit von den Grenzen der Civilisation entfernt, eine halb mythische Gestalt war. Durch einige neue Berichte ist jetzt mehr Licht über diesen interessanten schwarzen Potentaten verbreitet worden, und da dieselben den Eindruck der Zuverlässigkeit machen, so glauben wir nicht unwillkommen zu sein, wenn wir im Folgenden versuchen, ihn nach denselben zu charakterisiren.

Wir folgen dabei vorzüglich der neuen oben angezeigten Schrift des Engländer's F. H. Apel, welcher von Ende December 1864 bis Mitte März 1865

im Lande des großen Negus reiste, sechs Wochen von ihm gefangen gehalten wurde, mehrmals bei ihm Audienz hatte, und welcher seine Abenteuer und Beobachtungen in der Residenz desselben sehr anschaulich wiederzugeben weiß. Andere Züge zu unsrem Bilde entnehmen wir den ebenfalls vor Kurzem veröffentlichten Mittheilungen des bekannten französischen Reisenden Lejean, welcher sich im Jahre 1863 neun Monate als Vertreter Frankreichs in Abyssinien aufhielt.

Der Negus Theodor der Zweite hieß ursprünglich Kassa Kuarauja und ist väterlicher und mütterlicher Seits von edler Herkunft. Sein Vater Hailo Mariam führte den Titel Dedschas, was unserm Herzog entspricht, und seine Mutter leitete ihre Abstammung auf den mythischen Menilel, den Sohn Salomos und der Königin von Saba, die nach äthiopischer Sage Makada hieß und Habesch beherrschte, zurück. Indes theilten, als Hailo Mariam frühzeitig starb, habfüchtige Verwandte den Nachlaß unter sich, und die Wittve mußte sich als Verkäuferin von Kusso, dem bekannten in Habesch viel gebrauchten Mittel gegen den Bandwurm, zu ernähren suchen; ihr Sohn Kassa aber wurde von den bösen Vettern in das Kloster Tschanker am Tanjasee gebracht, um ein Lebtera, d. h. ein Geistlicher oder Gelehrter zu werden. Hier verblieb er, bis er zum Jüngling erwachsen, lernte die alte Literatur seines Volkes kennen und begann sich allmählig, an seine Herkunft denkend und mit den ritterlichen Traditionen und den hochfliegenden Prophezeiungen jener Literatur bekannt werdend, mit ehrgeizigen Plänen zu erfüllen. Den Anstoß zur Verwirklichung derselben bekam er dadurch, daß Dedschas Maro, einer der vielen Häuptlinge, welche sich in dieser Zeit um die Herrschaft über das Land stritten, sein Kloster überfiel und die Mönche theils niedermetzelte, theils zerstreute. Kassa entkam und führte von da an mit andern Abenteurern ein Räuberleben, wie David, als er vor Saul in die Wüste entwichen. Allmählig mehrte sich seine Schaar, und endlich fühlte er sich stark genug zu dem Versuch, der Menene, einer Fürstin, welche mit einem der früheren regierenden Negus vermählt gewesen, die von derselben selbständig verwaltete Provinz Dembea streitig zu machen. Die Fürstin stellte sich dem jungen Krieger mit Heeresmacht entgegen, wurde aber geschlagen und machte nun gute Miene zum bösen Spiel, indem sie Kassa nicht nur die genannte Provinz zum Lehen gab, sondern ihm auch ihre Tochter Tsubedsche vermählte.

Weniger glücklich endete der zweite größere Schlag, welchen der kühne Freibeuter wagte, ein Feldzug gegen die Aegypter, welche sich die Zerrüttung aller Verhältnisse in Habesch und die Schwäche des Negus zu Nuze gemacht und die Provinz Gallabat erobert hatten. Allerdings gelang zunächst ein Ueberfall der Marktstadt Matamma, und die große Beute, die hier gemacht wurde, lockte zu Kassas Heer eine Menge andrer Abenteurer. Als er aber mit diesen

die am Fluß Rachad in fester von zwei Geschützen vertheidigter Stellung stehende ägyptische Infanterie angriff, erlitt er trotz der ungestümen Tapferkeit seiner Leute eine vollständige Niederlage. Seine Schaaren verließen sich zum großen Theil, er selbst war verwundet, und mit seinem Vermögen stand es so übel, daß er nicht einmal die Kuh, welche der Arzt für Heilung seiner Wunde forderte, aufzutreiben vermochte und Menene darum ersuchen mußte. Erfreut über das Unglück ihres Schwiegersohns, sandte sie ihm nur ein Viertel und ließ ihm sagen, eine ganze Kuh sei zu viel für einen solchen Burschen.

Kassa verlor den Muth nicht, und nachdem seine Wunde geheilt, machte er sich auf den Weg nach Gondar, der Hauptstadt, um Menenes Hochmuth zu züchtigen. Sie sandte ihm ein Heer unter Dedschas Uderad, einem ungeschickten Brähler, entgegen, und als dieses von Kassa bei Eschako geschlagen worden, stellte sie sich ihm mit einem zweiten gegenüber, aber nur, um wieder eine Niederlage zu erleiden, wobei sie überdies verwundet wurde. Durch Vermittelung des Sohnes derselben, Ras Ali, kam ein Friede zu Stande, in welchem Kassa Gondar behielt.

Der glückliche Emporkömmling gedachte nun wohl schon an Unterwerfung aller der großen und kleinen Fürsten, welche sich unter der Schattenherrschaft des Negus in die eigentliche Herrschaft über Abyssinien theilten. Zunächst forderte er den beliebten und mächtigen Dedschas Goho auf, ihm als Vasall zu huldigen und Tribut zu zahlen. Dieser aber sammelte eine starke Armee, lieferte Kassa am Dembeasee eine Schlacht und jagte ihn in die Wälder zurück, in denen er früher als Räuberhauptmann gehaust. Noch einmal versuchte Kassa mit diesem Gegner sein Glück am Tanjasee, und schon war er wieder geschlagen, als den hoch zu Ross dahersprengenden Goho eine Kugel traf und die Niederlage der Feinde desselben sich durch einen neuen Ansturm des in ein Maisfeld geflüchteten Kassa in einen Sieg verwandelte, der ihn nach Gondar zurückführte.

Beunruhigt durch die stets zunehmende Macht seines unternehmungslustigen Vasallen, bereitete jetzt Ras Ali, der nunmehr die Würde des Negus bekleidete, einen großen Schlag gegen Kassa vor. Aber das erste Heer, welches er gegen denselben ausandte, wurde geschlagen und theils niedergehauen, theils zersprengt, und als Ras Ali sich mit einem zweiten und größeren in eigener Person gegen den Sieger aufmachte, erging es demselben nicht besser. Bei Michal kam es zum Zusammenstoß, Kassa gebot seinen Leuten, ihr Feuer zunächst auf die Offiziere seines Gegners zu richten, welche, um ihren Oberfeldherrn und Gebieter geschaart, vor der Front ihrer Schlachtordnung hielten, eine wohlgezielte Salve streckte die meisten nieder, und als Kassa jetzt mit seinen Lanzenträgern heranstürmte, stob Ras Alis Armee auseinander. Was zusammenhielt, zog sich nach dem blauen Nil zurück, wo der Negus eine zweite Niederlage erlitt, die seiner Macht ein Ende machte.

Kassa wandte sich nun gegen Beurru, den Sohn des Gocho, der sich auf dem Amba Dschebela verschanzt hatte. Die Frau desselben wurde bestochen, ihren Gatten an seinen Gegner zu verrathen, und Beurru gerieth in Gefangenschaft. Ganz Centralhabesch war jetzt unterworfen, und nur das Vicekönigreich Tigre, wo der alte schlaue Abie herrschte, war noch zu erobern. Auch dies gelang, zum Theil durch kluge Politik, zum Theil durch Waffengewalt. Kassa, der jetzt daran denken konnte, sich zum Negus krönen zu lassen, schickte an Abie, der dieselbe Absicht hegte, den Abuna Salama, das Oberhaupt der abyssinischen Kirche, und ließ ihn auffordern, ihm als Oberlehnsherrn Tribut zu entrichten. Abie antwortete ausweichend, sandte aber Geschenke und ließ durch seinen Feldherrn Kokobie in Gondar mit Kassa Unterhandlungen anknüpfen, welche die Angelegenheit in die Länge ziehen sollten. Inzwischen verständigte er sich in Abua, seiner Residenz, mit dem Abuna dahin, daß dieser sich bei der Wahl des Negus für ihn erklären sollte. Der Abuna ging darauf ein, da es ihm leichter schien, seine Macht einem alten Fürsten gegenüber zu behaupten, als gegenüber dem jungen und energischen Kassa. Aber andererseits wußte letzterer den Gesandten Abies auf seine Seite zu bringen, und auch für Abuna Salamas Treue gegen Abie hatte er eine Falle bereit. In Abua lebte seit langen Jahren der katholische Missionär de Jacobis, der sich in Habesch den Ruf eines Heiligen erworben hatte und mit diesem im ganzen Lande des höchsten Ansehens genoß. Als der Tag der Wahl herbeikam, erschien neben Salama plötzlich, von Kassa insgeheim herbeigerufen und mit dessen Versprechen in der Tasche, wenn Kassa zum Negus gewählt würde, so solle er aus dessen Händen die Abunawürde empfangen, auch dieser Gottesmann, um sein Gewicht in die Waagschale zu legen. Salama, hiervon benachrichtigt, beeilte sich im ersten Eifer, de Jacobis und seinen Throncandidaten in den Bann zu thun. Bei näherer Ueberlegung aber erkannte er, daß er damit nicht viel ausrichten würde. Er begab sich daher in das Zelt des Kassa und versprach, für seine Wahl zu wirken, wenn er de Jacobis fallen lassen und des Landes verweisen wolle. Kassa schlug ein, wurde zum Negus von Aethiopien gekrönt und ließ darauf den getäuschten Missionär mit aller Artigkeit über die Grenze schaffen.

Abie griff jetzt zum Schwert, aber zu seinem Unglück. Im Februar 1855 traf sein Heer mit der Armee Kassas auf der Ebene von Dereskie zusammen, und da Kokobie sich im Verlauf der Schlacht auf die Seite des letzteren wandte, erfochten die Amharas (die Abyssinier) einen vollständigen Sieg. Ghetu, der Sohn Abies, blieb mit einer großen Anzahl von Tigrinern auf dem Platze, der alte Fürst selbst gerieth in Gefangenschaft, und am folgenden Tage zog Kassa triumphirend in die Kirche, welche Abie von dem bekannten deutschen Naturforscher Schimper zu seiner eignen Krönung bereits hatte herrichten lassen. Der Abuna rief den Sieger hier nochmals zum Negus aus, und Kassa,

jetzt am Ziele seines Ehrgeizes angelangt, nahm nun den Namen Theodor der Zweite an.

Die jetzt gewonnene Provinz Tigre trug indeß das ihr auferlegte Joch nur mit Widerwillen. Bald erhob sich ein gewisser Negusse gegen den Negus Theodor, fand zahlreichen Anhang, schlug den gegen ihn entsandten General Balgaba-AREA aufs Haupt und kämpfte auch mit dessen Nachfolgern nicht ohne Glück, so daß er eine Zeit lang für unabhängig gelten konnte. Theodor war während deß von Verhandlungen mit Aegypten und ärgerlichen Streitigkeiten zwischen dem Gesandten Said Paschas, dem Patriarchen der Kopten, Abuna Daud, und dem Abuna Salama, Streitigkeiten, die sich um die Oberherrlichkeit jenes über diesen drehten, zu allerlei Skandal führten und mit Abuna Dauds Zurückschaffung nach Aegypten endigten, in Anspruch genommen.

Dieser Zank zwischen den beiden Kirchenlichtern ist so bezeichnend für diese und ihre Kirche, daß wir ihm noch einige Worte widmen müssen. Abuna Daud war erschienen, um sich für gute Behandlung der in Habesch angesiedelten Muslime zu verwenden, und nebenher trieb der würdige geistliche Herr etwas Sklavenhandel. Durch beides mißfiel er dem Negus, der nicht begriff, wie ein christlicher Oberbischof sich zum Unterhändler der Ungläubigen hergeben könne, und der das Geschäft in Menschenfleisch für einen Kleriker unschicklich fand. Andererseits meinte Daud den gewaltigen Kaiser Theodor wie den früheren halb blödsinnigen Negus behandeln zu können. Eines Tages ging er in seiner Anmaßung so weit, daß der Kaiser ärgerlich wurde und ihn mit der Pistole in der Hand nöthigte, ihm statt des angedrohten Bannes seinen Segen zu ertheilen. Als sie sich einige Tage nachher wieder mit einander gestritten, excommunicirte Daud den Herrscher wirklich. Theodor ließ darauf den Abuna Salama holen, daß er den Bann aufhebe, und jetzt entwickelte sich folgende erbauliche Scene.

Nicht weit von seinem Zelte hatte der Kaiser für einen jeden der beiden geistlichen Würdenträger eine Zeriba, d. h. einen mit Dornen eingezäunten Platz einrichten lassen, und von diesen kleinen Burgen aus schleuderten sich nun diese ihre Blitze zu. „Ich bin dein Oberer,“ schrie Daud dem Salama zu, „mir hast du Gehorsam zu leisten.“ — „Ganz recht, zu Alexandrien,“ antwortete es von drüben her, „aber nicht hier; hier bin ich das Haupt der Kirche.“ — „Widerspenstiger Priester,“ rief es wieder aus der andern Dornenhecke, „ich thue dich wie deinen König in den Bann.“ — „Und ich dich,“ erwiederte kaltblütig Salama, „und mir allein steht hier zu Lande das Recht zu, den Bann auszusprechen.“

So ging es zwei volle Tage fort, zum großen Wohlgefallen des Negus, dem es ganz recht war, wenn die Abunas sich gegenseitig vor dem Volke herabsetzten, bis Daud endlich den Befehl erhielt, sich fortzumachen, eine Be-

handlung, für die der fromme Herr sich dadurch zu rächen wußte, daß er heimgekehrt die Güter der Abyssinier beim heiligen Grabe in Jerusalem confiscirte und deren dortiges Kloster um 60,000 Thaler an die Russen verkaufte, welche Summe er in seine Privatkasse strich.

Unterdeß hatte Negussie in Tigre sich weiter ausgebreitet, sich durch Verständigung mit dem inzwischen vom Papst zum Patriarchen von Abyssinien ernannten de Jacobis zu befestigen gesucht und durch Abtretung einiger Inseln im rothen Meer an Frankreich das Wohlwollen des pariser Cabinets gewonnen, welches ihn dann als selbständigen Herrscher in Tigre anerkannte. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, demnächst würde eine französische Flotte mit zwölftausend Mann Hilfstruppen für ihn erscheinen. Endlich errang Negussie auch noch einen Sieg über die von Dedschas Hailo geführten Anhänger Theodors in Seraue. Damit hatte er aber auch seinen letzten Triumph erlebt.

Die zwölftausend Franzosen blieben aus, und statt ihrer erschien der Kaiser Theodor mit großer Heeresmacht. Negussie wich in die Wildnisse westlich von Adua zurück, wo er sich verschanzte, so daß ihm sein Gegner für jetzt nichts anhaben konnte und nach Gondar umkehrte. Hier war mittlerweile unter einem gewissen Garet eine Empörung ausgebrochen, bei welcher der englische Consul Plowden ermordet wurde. Bei Theodors Erscheinen flohen die Aufständischen nach Woggara. Der Kaiser holte sie hier ein, und es kam zum Treffen, in welchem Garet Theodor durch einen Pistolenschuß verwundete. Der Engländer Bell, seit Jahren der unzertrennliche Begleiter des Kaisers auf seinen Kriegszügen, jagte dafür dem Rebellen eine Kugel durch den Kopf, wurde aber dafür wieder von jenem, bevor er sank, mit der Lanze durchbohrt. In seiner Wuth über diesen Verlust ließ darauf der Negus alle Gefangenen, 1700 an Zahl, unbarmherzig niederhauen.

Dies geschah 1860. Im folgenden Jahr wendete sich der Kaiser von Neuem gegen Negussie. Die feindlichen Heere standen sich in Schlachtordnung gegenüber, als das der Tigriner plötzlich von einem nahen Hügel die Stimme eines Heroldes vernahm, welcher folgende Ansprache hielt:

„Hört, was der Dschanhoi (die Majestät) spricht: Allen verzeihe ich, welche in nächster Nacht das Lager Negussies verlassen. Drei Zufluchtsorte nenne ich ihnen, die Kirche zu Arum, die zu Adua und mein eigenes Lager. Alle, welche morgen früh noch unter den Waffen stehen, werden unfehlbar niedergehauen.“

Der Morgen brach an, und siehe da, Negussie war fast von allen seinen Leuten verlassen. Er mußte sich mit seinem Bruder Tesama ergeben, und beide wurden hingerichtet, und zwar auf die hier gewöhnliche grausame Weise. Der Kaiser ließ ihnen die rechte Hand und den linken Fuß abhauen und verbot, den langsam Verblutenden und während ihres Sterbens von furchtbarem Durst Gepeinigten Wasser zu reichen. Tesama starb nach einigen Stunden, Negussie

aber erst nach drei Tagen. Nicht viel besser erging es dem größern Theil ihrer Anhänger, und die Kirchen strömten von dem Blute der Niedergemetelten. Zu der zitternd um Gnade bittenden Geistlichkeit von Arum sprach der Regus die bezeichnenden Worte:

„Ich habe einen Vertrag mit Gott abgeschlossen: er hat zugesagt, mich auf Erden nicht zu schlagen, und ich dagegen, nicht in den Himmel zu steigen, um ihn zu bekämpfen.“

Mit Regussies Besiegung war die letzte große und gefährliche Empörung gegen Theodors Autokratie in Habesch niedergeworfen und der Kaiser konnte jetzt an Reformen in den Gesetzen und den socialen Verhältnissen des Landes gehen, was er denn auch mit Verstand und gesundem Sinne that. Er folgte dabei nicht fremden Mustern, sondern suchte nur die alten Einrichtungen des Landes in möglichster Reinheit wiederherzustellen.

Das Volk wurde aufgefordert, die Waffen abzulegen und ein friedliches Geschäft zu betreiben, wie seine Väter. Wer nicht gehorchte, wurde sofort inne, daß Theodor nicht mit sich scherzen ließ. Die Bewohner von Tisba z. B., unverbesserliche Räuber, erschienen eines Tages, bis an die Zähne bewaffnet, vor ihm und verlangten, dem Beruf ihrer Väter folgen zu dürfen. „Und was war das für ein Beruf?“ fragte Theodor. „Das Räuberhandwerk,“ erwiderten jene dreist und naiv, „das hat schon König David der Große als unsern Beruf anerkannt.“ „Eine gefährliche Profession,“ sagte der Regus gelassen, „und ich will euch lieber als Ackerbauer in der fruchtbaren Ebene von Lamge ansiedeln und euch die nöthigen Ochsen und Pflüge geben. Glaubt mir, das wird sich besser lohnen.“ Umsonst, die Freunde des Herkommens wollten wie ihre Väter leben. Der Kaiser gab endlich nach und entließ sie, und in dem Glauben, ihn durch ihre Dreistigkeit eingeschüchtert zu haben, setzten sie sich sofort zu Pferde, um einen Raubzug anzutreten. Da aber gesellte sich ein Geschwader kaiserlicher Reiter zu ihnen und bewies ihnen auf handgreifliche Weise, daß, wenn David der Große ihren Vätern erlaubt, sich als Spizbuben zu nähren, es ein noch älteres Gebot des Königs Lalibela gäbe, welches den Wächtern der öffentlichen Ordnung befehl, alle Spizbuben zusammenzuhauen.

In anderer Weise stiftete Theodor Ordnung auf dem Gebiet der Gerechtigkeitspflege, in welche sich nach der Verfassung von Habesch der Regus nicht zu mischen hat, die vielmehr in den Händen einer Anzahl von Richtern ist. Auch hier stand es nicht gut, wie folgende für die damaligen Zustände typische Anekdote zeigt: Richter Asgo hatte bei einem Proceß vom Kläger einen Topf Honig angenommen, der Beklagte aber verehrte der blinden Gerechtigkeit ein Maulthier, und natürlich bekam er dafür Recht. Als der Kläger solch Verfahren unbillig fand, erhielt er von Asgo die trockene Antwort: „Was willst du nur, Freund? das Maulthier hat eben deinen Honigtopf zerschlagen.“ Leuten der Art

das letzte Urtheil zu entziehen, ohne die Verfassung zu verletzen, gelang Theodor auf das Beste. Er brachte einen Fall an das Richtercollegium, wobei er persönlich interessirt war, und fragte, was das Gesetzbuch bestimme. „Majestät,“ erwiederten die Herren demüthig, „der Kaiser ist das Gesetzbuch für uns.“ „Nun denn, so werde ich von jetzt an als oberster Richter fungiren“, sagte Theodor, und seit der Zeit spricht er jeden Tag, umgeben von seinem Hofe, einige Stunden dem Volke Recht, und die Abyssinier sind mit seinen Entscheidungen außerordentlich zufrieden. Selbstverständlich ist das Verfahren dabei sehr summarisch. So in folgendem Falle, der zugleich ein gutes Beispiel für den blutigen Humor ist, welcher den halbwildten Fürsten beseelt.

Eines Tages führte man einen Soldaten vor ihn, der zwei Kaufleute ermordet hatte. „Warum hast du sie erschlagen?“ fragte der Negus. „Ich hatte Hunger“, lautete die Antwort des Burschen. „Aber da hättest du sie ja nur auszuplündern brauchen?“ — „Hätte ich sie nicht umgebracht, so würden sie ihr Eigenthum vertheidigt haben.“ Der Kaiser befahl, ihm beide Hände abzuhauen und sie ihm dann auf einem Teller vorzusetzen. „Du hattest Hunger,“ sagte er, als dies geschah, „wohlan, hier hast du zu essen.“

Dieses drakonische Verfahren war barbarisch, aber sehr praktisch. Bald konnte man wieder durch das ganze Land reisen, ohne Gefahr fürchten zu müssen, während vor Theodor fast jeden Tag Verraubungen und Ermordungen vorkamen. Und ebenso besserte es sich mit andern Zuständen. Am wenigsten leicht waren die Harems abzuschaffen, welche die abyssinischen Großen trotz der Kirchengesetze sich hielten, doch wirkte der Kaiser hier wenigstens dadurch, daß er selbst nur eine Frau hatte, und daß er seinen Soldaten und Offizieren das Halten von Concubinen untersagte, gegen die weitverbreitete Unsitte.

Am meisten machte dem Negus die Reform der Kirche zu schaffen, die sich aber nur auf das Verhältniß der letzteren zum Staate bezog. Ein berühmter Heiliger der abyssinischen Kirche hatte durchzusetzen gewußt, daß zwei Drittel der öffentlichen Ländereien dem Klerus zugesprochen wurden, und die Folgen dieser Schenkung lasteten seit Jahrhunderten auf Habesch mit ähnlicher Schwere, wie einst auf Spanien. Theodor sah ein, daß hier rücksichtslos durchgegriffen werden müsse, und er griff denn auch sehr energisch durch. In einer Proclamation erklärte er die todte Hand für ein nicht mehr zu duldendes Uebel, dann zog er alle Kirchengüter ein und ließ nur der Geistlichkeit und den Klöstern das zu ihrer Ernährung nöthige Land. Das Volk war damit zufrieden, aber die Leser werden sich nicht wundern, wenn Theodor in allen den verschiedenen kleinen Verschwörungen, die ihm in den letzten Jahren noch zu schaffen machten, die Hand des Klerus entdeckte.

Mit dem Abuna Salama steht der Monarch Abyssiniens bald auf ziemlich gutem, bald auf herzlich schlechtem Fuße, und in Zeiten der letzteren Stimmung

muß sich der Abuna von seinem Herrn, der ihn als schlechtes Subject verachten darf, oft recht despectirlich behandeln lassen. So erzählte ein Hauptmann von der Garde dem Touristen Apel Folgendes:

„Eines Morgens gegen sechs Uhr ruft man mich zum Reguß. Zitternd be-gebe ich mich zu ihm; denn es ist kein gutes Zeichen, so zeitig zu ihm befohlen zu werden. Seine Majestät aber sagte zu mir: Bascha Giorgis, geh, such den Abuna auf, schimpf ihn einen Hund, schimpf ihn einen Esel, geh. Ich warf mich zur Erde und sprach: Ich bin zu gehorchen bereit, doch bitte ich zu be-denken, daß ich ein bloßer Hauptmann bin. Richtete ein General das Gebot aus, so würden die heiligen Worte Ew. Majestät doppeltes Gewicht haben. Du hast Recht, sagte der Kaiser gnädig und ließ den wachthabenden General rufen, damit er dem Abuna das Compliment seines Gebieters ausdrückte. Der Kluge Salama aber beantwortete diesen sonderbaren Morgengruß nur mit einer stummen Verbeugung. Er kannte die Grenzen seiner Bedeutung und trug kein Verlangen mehr, mit dem Reguß anzubinden. Gegen andere Mitglieder des Hofes darf er sich schon eher etwas erlauben. Als ihn zum Beispiel die Freghe Menene, d. h. die Kaiserin-Mutter, einmal einen Sklaven nannte, indem sie auf die Summe anspielte, die man dem Patriarchen in Alexandria für seine Er-nennung hatte zahlen müssen, erwiederte er: Schon recht, ich bin ein Sklave, aber ein kostbarer; denn für mich hat man siebentausend Thaler bezahlt; hätte man die Kaiserin-Mutter verkauft, so würde sie auf dem Sklavenmarkt zu Ma-hamma keine zwölf Thaler eingebracht haben.“

Die klösterliche Erziehung, welche Theodor erhalten, merkt man ihm wenig an. Doch hat der Theolog in ihm bisweilen Dinge gethan, die der König hätte unterlassen sollen. So folgender charakteristischer Vorfall, den Lejean erzählt:

Ein Missionär hatte dem Kaiser ein Stereoskop mit mancherlei Ansichten geschenkt, unter denen sich auch ein Panorama von Jerusalem befand. „Was ist das?“ fragte Theodor. „Die Omar-Moschee“, lautete die Antwort. „Was, eine Moschee in Jerusalem. Doch ja, es ist möglich. Jerusalem gehört ja den Türken!“ Damit warf er das Stereoskop auf die Erde und rief in ungeheurer Wuth: „Das heilige Grab in der Gewalt der Ungläubigen, Jerusalem im Besit der verfluchten Muhammedaner. Das leiden sie in Europa und wollen Chri-sten sein!“

Schlimmer noch war Folgendes: In der Stadt Agozo wohnten Kaufleute, die sich neben ihrem Handel stark auf Theologie gelegt hatten und Ansichten über die Natur Christi hegten, welche stark nach Kezerei schmeckten, sonst aber nicht gegen den Frieden im Lande verstießen. Theodor hätte sie vielleicht in Ruhe gelassen, aber die höhere kaufmännische Welt in Gondar hielt sich zu die-sen Häretikern, und das mochte er nicht leiden. Er berief daher ein Concil

bei welchem er selbst den Vorsitz führte. Als die Männer von Azozo hier dem unwissenden Abuna stark zusetzten, schnitt ihnen nach einer Weile der Negus das Wort ab. „Erkennt ihr,“ sagte er, „den Abuna für Euer kirchliches Oberhaupt an — ja oder nein?“ — „Ja“, erwiderten die Gefragten ohne Zaudern. „In diesem Fall, meine Kinder,“ antwortete der Negus, „habt Ihr Unrecht, wenn Ihr anders denkt als das rechtmäßige Haupt Eurer Kirche, und müßt daher Eure Meinung abschwören, widrigenfalls Euch der Henker da den Kopf abschlagen wird.“ Wirklich stand der Bezeichnete mit seinem schweren Schwerte hinter ihnen. Sie baten um drei Tage Bedenkzeit, der Kaiser bewilligte ihnen dieselben, doch mußten sie ins Gefängniß während derselben, und man ließ sie ohne Lebensmittel. Die Folge war, daß sie schon nach etwa vierundzwanzig Stunden ganz derselben Ansicht waren, wie der Abuna und der Kaiser.

In einem andern Fall wieder behielt der Kaiser in Theodor die Oberhand über den Theologen. Nicht weit von Gondar wohnt im Waldgebirge das Völkchen der Kamanten, Reste der Ureinwohner des Landes, die noch Heiden sind, wie Heloten behandelt werden und keine andere Beschäftigung treiben, als die Hauptstadt mit Brennholz zu versehen. Dieses Volk hatte der Negus ebenfalls zu befehren beschlossen, als man ihn darauf aufmerksam machte, daß die Kamanten dann auf gleichem Fuß mit den übrigen Unterthanen seiner Majestät stehen und daß sie dann kein Holz mehr nach der Stadt liefern würden, wodurch Gondar unbewohnbar werden müßte. Der Kaiser zügelte darauf seinen Bekehrungseifer; denn so kostbar die Seelen der Kamanten auch sein mochten, das Holzbedürfniß seiner Residenz war doch noch wichtiger.

Vor circa fünf Jahren forderte die französische Regierung den Kaiser auf, zu gestatten, daß in seinem Lande der römisch-katholische Glaube gepredigt werde. Er antwortete darauf in einem sehr charakteristischen Briefe, in welchem es hieß:

„Es ist eine wahre Schande, daß die Christenheit sich in fünf oder sechs feindliche Parteien getheilt hat, während der Islam eine feste Einheit darstellt. Warum sollte nicht ein allgemeines Concil zusammentreten, aus den Vertretern der verschiedenen Kirchen bestehend, um sich über eine Kirchenlehre für alle Christen zu verständigen? Die fünf Patriarchen der Christen, zu Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem müßten dann beschließen, ob die Gemeinde der Christen ein Oberhaupt haben sollte und wo es sich aufzuhalten habe, zu Rom oder anderswo. Dem Ausspruch einer solchen Versammlung will ich mich gern unterwerfen. Bis solches aber geschehen, bleibe ich bei dem Glauben meiner Väter und lasse auch keinen andern in meinem Reiche predigen; denn in einem wohlregierten Staate darf es nicht zwei verschiedene Religionen geben.“

Diesem Grundsatz folgte der Negus auch bei andern Gelegenheiten, und

derselbe ist unter Halbbarbaren und dem intriganten und herrschsüchtigen Charakter vieler Missionäre gegenüber unzweifelhaft die richtige Politik.

Etwa um dieselbe Zeit, wo Theodor jenen Brief an die französische Regierung schrieb, erbat er sich von dem protestantischen Bischof Gobat in Jerusalem, den er persönlich kannte (derselbe lebte früher mehre Jahre in Habesch), einige Handwerker, namentlich Zimmerleute und Schlosser. Gobat schickte ihm Leute der Art aus der spittlerschen Mission, die neben ihrem Beruf auch versuchen sollten, unter dem Judenstamm der Falascha in Theodors Landen Profelyten zu machen. Der Negus hatte gegen letzteres nichts einzuwenden, aber die Sendlinge Gobats wurden von ihm in ihrer Eigenschaft als Handwerker so sehr in Anspruch genommen, daß sie für ihren geistlichen Auftrag fast gar keine Zeit übrig behielten. Oft mußten sie ihm in den Krieg folgen, um die Waffen seiner Soldaten auszubessern, und im Frieden wußte er sie mit allerlei Arbeiten, die bisweilen sehr komisch ausfielen, zu beschäftigen. So hatte er in der Bibel gelesen, daß die Könige Israels zu Wagen in den Krieg zogen. Er mußte folglich auch seinen Kriegswagen haben, und der eine der Missionäre Gobats, ein Herr Rosenthal, wurde beauftragt, ihm einen solchen zu bauen. Derselbe machte sich eine Idee und darnach das Fuhrwerk, welches dann zeisiggrün angestrichen und hierauf zum Kaiser getragen wurde — getragen; denn Wege zum Fahren hatte man vergessen herzurichten. Dem Negus gefiel das Ding außerordentlich, er beschenkte den Verfertiger reichlich und ließ das Kunstwerk im Arsenal von Debra Tabor aufstellen. Hier zeigte er es einmal dem Koch des englischen Consuls Cameron, einem gewissen Mack, der ihm durch seine derbe soldatische Manier Wohlgefallen eingeflößt hatte, und fragte stolz, ob er wohl jemals etwas der Art in Europa gesehen hätte. Mack antwortete: „Ja wohl Majestät, bei mir zu Hause fahren sie auf solchen Dingen den Mist aus der Stadt weg.“

Ein ander Mal setzte sich der Kaiser in den Kopf, einen Mörser besitzen zu müssen, und die Missionäre erhielten Befehl, ihm einen solchen zu gießen. Umsonst stellten sie ihm vor, daß sie das erstens nicht verstünden, und zweitens nicht die nöthigen Werkzeuge dazu hätten. „Entweder Ihr macht's, oder Ihr marschirt in das Stimp“ (Gefängniß), lautete die Antwort. Glücklicherweise befand sich in Gondar ein polnischer Jude, der früher Soldat gewesen. An diesen wandten sich die Missionäre in ihrer Noth, und siehe da, nach einigen Versuchen wurde eine Art Mörser fertig. Man machte ein schönes Gestell dazu, goß etliche Kugeln und übergab das Ganze dem Kaiser. Der Mörser wurde geladen, Feuer ans Zündloch gebracht, und mit furchtbarem Krachen flog die Kugel einige hundert Schritte in das Feld hinaus. Der Kaiser war sehr entzückt darüber, und wieder wurden die Künstler freigebig beschenkt.

Viel weniger traf Herr Rosenthal den Geschmack Theodors, als er bald

nachher demselben mit einem großen Teppich aus Chartum, auf welchem der Löwenjäger Jules Gerard, im Begriff einen Löwen zu erlegen, abgebildet war, ein Geschenk zu machen gedachte. Statt daß der Negus die Gabe huldvoll angenommen hätte, gerieth er in Wuth und schrie seinem Hofstaat zu: „Seht mir diesen frechen Kerl an. Hat die Unverschämtheit, mir zu weiffagen, daß mich die Türken fortjagen und todtschießen werden.“ Gerard trug nämlich auf dem Teppich ein türkisches Feß, und der Löwe ist das Wappenzeichen Abyssiniens. Vergebens suchte der unglückliche Rosenthal die wahre Bedeutung des Bildes zu erklären. Man warf ihn in das Gimp, und erst nach drei Wochen gelang es seiner Frau, ihm Pardon auszuwirken.

Bald sollte es den Sendboten Gobats noch übler ergehen. Im Jahre 1863 kam der englische Missionär Heinrich Stern nach Habesch, um die Falascha zu bekehren. Durch Vertheilung amharischer Bibeln an Christliche Abyssinier und durch einen Versuch, in einem Dorfe bei Gondar auch unter letzteren Proselyten zu machen, machte er sich der Geißlichkeit verhaßt. Vor den Kaiser gefordert, um sich zu verantworten, hatte er das Unglück, daß sein Dolmetscher eine vorschnelle Antwort gab, und als dieser darauf die Bastonade bekam, das größere, daß er sich nachdenklich in den Daumen biß, was in Habesch die Bedeutung hat, daß man sich rächen will. Theodor hatte diese Geste nicht bemerkt, wohl aber der Abuna. Derselbe sagte dem Kaiser davon, und die Folge war, daß Stern eine Wache ins Haus gelegt wurde, die ihn sehr übel behandelte. Entrüstet darüber, ging er endlich wieder zum Negus, um sich zu beklagen. Es war drei Uhr Nachmittags, wo letzterer entweder zu schlafen oder sich zu betrinken pflegt. In großen Reithieseln, in der Rechten eine Milpferdpeitsche drängte sich der unvorsichtige Engländer durch die Leibwächter in das Gemach Theodors, um demselben durch die heftigsten Gesten seinen Aerger über solche Behandlung zu erkennen zu geben. Der Kaiser, schon lange über die Engländer erbittert, die ihm einen Brief an die Königin Victoria lange gar nicht und zuletzt nur durch das auswärtige Amt beantwortet, verstand ihn nicht und sah in ihm nur einen Unverschämten, der ihm mit seiner Peitsche vor dem Gesicht herumfuhr. Wüthend sprang er auf und schlug ihn mit seinem Pistolenskolben zu Boden, und als Stern wieder zu sich kam, fand er sich im Gimp, mit einem Eisenkragen und einer schweren Kette an eine Mauer gekettet, eine Lage, in der er von da an Monate hindurch verblieb.

An demselben Tage, wo Stern eingekerkert wurde, ließ der Kaiser die Wohnungen sämmtlicher Missionäre durchsuchen und die letzteren sammt ihren Frauen ebenfalls ins Gefängniß bringen. Bei Rosenthal fand man viele Notizen über Sitten und Persönlichkeiten des Landes, darunter auch Bemerkungen über den Kaiser, die nicht zu dessen Vortheil waren. Namentlich verdroß Theodor, daß dabei gesagt war, er sei der Sohn einer Russöverkäuferin. „Wer kann das dem

Fremden gesagt haben?" fragte er. „Ohne Zweifel jemand aus Gondar; denn das ist eine Pfaffenstadt, die mich nicht liebt.“ Sofort mußte Gondar eine Geldbuße zahlen, und als die Summe ohne Säumen erlegt wurde, verlangte der Kaiser das Doppelte. Als diese Forderung aber nicht gleich erfüllt werden konnte, ließ der ergrimmete Negus seine Soldaten gegen die Stadt los, „um sie aufzufressen“, d. h. um sie zu plündern, was so gründlich geschah, daß einzelne Theile, z. B. das muhammedanische Viertel, fast ganz zerstört wurden.

Rosenthal und sein Gefährte Glad aber wurden von den Richtern, welchen der Kaiser den Fall vorlegte, zum Tode verurtheilt, doch, weil sie nur aus Unwissenheit gefehlt, zur Begnadigung empfohlen. Theodor ließ sie vor sich bringen und sagte ihnen, daß er ihren Leichtsin, mit dem sie Dinge, die sie nur vom Hörensagen wüßten, als Thatsachen aufgezeichnet, nur mit Gefängniß in Ketten ahnden wolle. „Doch,“ fuhr er fort, „will ich Euch einen Ausweg lassen, und es soll mich freuen, wenn Ihr ihn betreten könnt. Ihr sollt von mir so viel Gutes oder Böses reden dürfen als Ihr wollt, vorausgesetzt, daß Ihr Euere Behauptungen gegen einen meiner Kämpfer mit dem Schwerte beweiset. Seid Ihr das zufrieden?“ Natürlich zogen die Missionäre es vor, in ihren Kerker zurückzukehren.

Vor der englischen Macht hat der Negus Theodor wenig Respect; denn er weiß sehr wohl, daß man ihm von Europa aus in seinem Gebirgslande nicht wohl bekommen kann, und so ließ er sich erst nach geraumer Zeit herbei, Stern und die übrigen Missionäre frei zu geben. Ja er sperrte in der Zwischenzeit sogar den britischen Consul Cameron ebenfalls ein, theils weil derselbe sich in unhöflicher Weise für die Gefangenen verwendet, theils weil er ihn als Pfand für die Genugthuung behalten wollte, die er für die nach seinen Vorstellungen unwürdige Weise beanspruchte, in welcher das londoner Cabinet seinen Brief an die Königin Victoria beantwortet hatte. Das Nähere hierüber, sowie über die ganze Stellung des Kaisers zu den Westmächten möge man bei Apel nachlesen. Hier nur noch Einiges zur Charakteristik der schwarzen Majestät von Aethiopien.

Kaiser Theodor ist von mittlerer Größe, kräftig gebaut und sehr würdevoll in seiner Haltung. Seine Gesichtszüge sind weniger regelmäßig als die der Mehrzahl seiner Unterthanen, aber voll Ausdruck und Leben, seine Augen feurig, ein weit hervortretendes Kinn deutet auf große Festigkeit des Willens. Er liebt Pomp und Gepränge um sich, giebt bisweilen, von vier gezähmten Löwen umringt, Audienz und hat seine Paläste in Debra Tabor und Magdala mit allerlei Luxusgegenständen angefüllt. Seine Tracht dagegen ist sehr einfach, gewöhnlich erscheint er nur in einem Soldatenrock und weiten Beinkleidern, einen gestickten Mantel über die Schultern geworfen. Sein Auftreten in Stimme und Gesten hat viel Theatralisches. Niemand im Lande weiß besser

als er bei Versammlungen zu präsidiren, niemand spricht glänzender und gewandter, und seine Briefe sollen Muster des amharischen Stils sein. Ueberhaupt ist er für einen Abyssinier hochgebildet, in der Literatur seines Volkes wohl bewandert und auch mit den Verhältnissen und Zuständen Europas nicht unbekannt.

Seine erste Gemahlin Tsubedsche liebte er ungemein, und als sie vor ungefähr sieben Jahren starb, war er kaum zu trösten und betrachtete ihren Verlust als göttliche Strafe dafür, daß er kurz zuvor in Godscham eine Frau hatte verbrennen lassen. Einige Zeit nachher heirathete er — lediglich aus politischen Gründen — die Tochter des von ihm besiegten Abie, die schöne und geistreiche Toroneche. Drei Jahre vertrug er sich sehr gut mit ihr, und als sie ihm einen Sohn schenkte, veranstaltete er ein großes Fest, bei welchem er den versammelten Gästen den jungen Prinzen mit den Worten zeigte: „Seht Euren künftigen König!“ Eines Tages jedoch, am Osterfest, bat Toroneche ihren Gemahl um Befreiung einiger Tigriner, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an Abie in Ketten lagen. „Was soll das,“ fuhr sie der Kaiser an, „liebst du deinen Vater denn mehr als mich?“ „Das ist wohl möglich“, antwortete die stolze Fürstentochter Augenblicklich bekam sie von der Majestät eine derbe Ohrfeige. Bell, damals noch am Lehen, erhielt, als er interveniren wollte, eine zweite, und Abie, welcher seit der Hochzeit gut behandelt worden war, wurde sogleich in das Gefängniß abgeführt. Sodann nahm sich Theodor, um seine Frau noch mehr zu ärgern, vier Mädchen aus dem niedern Volke ins Haus, was seine Hofleute ganz in der Ordnung fanden, wogegen die Geißlichkeit ihn abzumahnen suchte und ihm, als er nächste Ostern Anstands halber das Abendmahl genießen mußte, die Absolution für so lange verweigerte, als er sich nicht mit seiner Gemahlin versöhnt. Er ging also zu ihr. Die Dame überhäufte ihn mit Vorwürfen und bitteren Wahrheiten. Er flammte auf und bedrohte sie. Sie aber erwiederte kaltblütig, noch hätte kein Regus seine Frau ermordet, und er würde es nicht wagen, der erste zu sein, der sich so verginge. Beschämt kehrte er zu dem Priester zurück und vollendete seine Beichte, in der er schwer beklagte, daß trotz seiner guten Vorsätze so oft der Teufel ihn zur Sünde verleite, und sich zu bessern versprach. Er entließ denn auch die Favoritin, die er sich aus den vier Mädchen gewählt, aber nur bis das Osterfest vorüber war — dann nahm er sich eine neue.

Edler erwies sich dieser widerspruchsvolle Charakter seinem Freunde Bell gegenüber. Als dieser einst um Gerechtigkeit gebeten hatte und abgewiesen worden war, erinnerte er sich eines alten Brauches der Abyssinier, welcher denselben erlaubt, mit absoluter Freiheit zu ihrem Beherrscher zu sprechen, sobald sie in voller Rüstung und zu Pferde denselben in der Mitte seines Hofes aufsuchen. Als bald ergriff er Schild, Lanze und Schwert, setzte sich in den Sattel

und ritt auf Theodor zu, welcher, von seinen Offizieren umgeben, vor seinem Zelte saß. Mit bitteren Worten warf ihm Bell seine Undankbarkeit, Falschheit und Tyrannei vor. Der Negus schwieg dazu. Am Abend aber, als sie wie gewöhnlich zusammen gegessen, verließ er plötzlich das Zelt, und nach einer Weile kam er mit einem schweren Stein am Halse zurück und beugte sich tief vor dem Freunde nieder. Nach altem Brauch war er dem Beleidigten diese Genugthuung schuldig, und er besaß Selbstbeherrschung genug, sich diesem Herkommen zu unterwerfen. Gerührt hat ihn Bell, künftig seinen Rang nicht zu vergessen, und von jetzt an war das Band der Freundschaft zwischen den beiden doppelt befestigt.

Wieder ein Beispiel seiner rücksichtslosen Politik ist folgendes. Balgada Area besuchte Theodor an der Spitze einer Armee Tigriner, unter dem Vorwande, ihm huldigen zu wollen, in Wirklichkeit aber, um ihm durch sein Gefolge zu imponiren. Der Negus merkte das, nahm ihn gnädig auf, lud ihn zur Tafel und — legte ihn zum Dessert in Ketten. Wüthend fragte Balgada, weshalb. „Nun wegen nichts,“ erwiderte trocken Theodor, „als weil sie dich in Tigre lieben und du mächtig genug bist, eine neue Rebellion anzustiften.“ „Gieb mir ein Pferd und ein Schwert,“ rief der verzweifelnde Balgada, „kämpfe mit mir und zeige, daß du des Thrones würdig bist.“ „Gott behüte mich davor,“ sagte der Kaiser, „wir haben genug solche hirnlose Ritter in Abyssinien gehabt, und durch sie grade ist das Land so heruntergekommen. Jetzt braucht es einen verständigen Herrscher und Ordnung gehandhabt durch eine feste Hand; geh und befreie dich Gott.“

Am meisten liegt dem Negus die Befestigung seiner Dynastie und mit dieser die seines Reiches, welches er restaurirt hat, am Herzen. Er selbst hat in dieser Beziehung gute Hoffnung. „Gott,“ sagt er, „hat die Zukunft dem Hause David zugesichert; von diesem Hause bin ich der einzige lebende Fürst, folglich gehört die Zukunft mir und meiner Familie. Möglich, daß ich unterliege, meine Kinder aber werden siegen; denn die Propheten haben nicht gelogen.“

Ob er damit recht urtheilt, ist abzuwarten. Er hat zwei Söhne von seiner ersten Gemahlin, von denen der älteste als unwissend, liederlich und überhaupt als eine Art Ungeheuer geschildert wird. Sein Vater setzt ihn ganz bei Seite und hütet sich, ihn irgendeine politische Rolle spielen zu lassen. Ja als der Prinz einst in der Trunkenheit sich ungebührlich über seinen Vater zu prahlen vermaß, ließ dieser ihn in einen Eselsstall sperren, wo „er unter Seinesgleichen sein würde“. Dedjas Medecha, der zweite Sohn, wurde im Jahre 1861 zum Gouverneur der Provinz Dembea ernannt und wußte sich hier die Liebe des Volkes in so hohem Grade zu erwerben, daß Theodor bedenklich wurde und es für gerathen hielt, ihn abuberufen. Sollte der Kaiser jetzt mit Tode ab-

gehen, so würde die Mehrzahl der Abyssinier sich aller Wahrscheinlichkeit nach für Mehecha erklären. Er ist ein sanfter und verständiger Prinz, ob er aber die feste Hand besitzt, die nothwendig ist, um das turbulente Blut der Ambara in den Schranken zu halten, ist eine andere Frage. Sein Vater weiß, wie schwer es ist, ein solches Volk mit Milde zu regieren. Noch in den letzten fünf Jahren hatte er mit allerlei Comploten, Verschwörungen und Aufständen, wenn auch mit keinem auch nur annähernd so großen und gefährlichen wie früher, zu kämpfen, und zu Anfang 1863, wo solche Bewegungen besonders häufig vorkamen, sagte er zu seiner Umgebung:

„Gott, der mich aus dem Staub erhoben, um die unrechtmäßigen Fürsten dieses Landes zu stürzen, hat diese Wunder nicht ohne einen Grund zu haben bewirkt. Ich habe eine Sendung. Aber welcher Art ist sie? Anfangs meinte ich, daß ich dieses Volk durch sanftes Regiment, durch Frieden und Förderung sicheren Handels zu heben bestimmt sei. Aber trotz aller meiner Güte ist es so schlimm geblieben, als ob es unter der grausamsten Tyrannei seufzte. Jetzt kenne ich meine Aufgabe besser: die Geißel, der Zorn Gottes soll ich diesem Lande sein.“

Und in der That ließ er sich in dieser Zeit ein Siegel machen, auf dem er sich „Theodoros, die Geißel der Rebellen“ nannte.

---

## Hannover und Kurhessen.

Drei Tage nach dem schicksalwendenden Bundesbeschluß, am 17. Juni, fand eine Versammlung bremischer, hannoverscher und oldenburgischer Vaterlandsfreunde in Bremen statt. Man hatte auf die Anwesenheit der Führer der liberalen Partei Hannovers gerechnet; aber die Flucht des Königs und der Truppen nach Göttingen, die am Tage vorher, der Einmarsch der Preußen, der am nämlichen Tage erfolgte, hielt die Hannoveraner aus den mittleren und südlichen Landestheilen zurück. Es konnte daher nur angeregt, nicht förmlich um Beschluß erhoben werden, daß es rathsam erscheine, zur Wahrung der Rechte und Interessen der Bevölkerung in den kommenden Zeiten einen nicht mit rechtlicher, aber mit moralischer Competenz ausgestatteten Landesauschuß zu bilden. Die Anregung wurde an H. v. Bennigsen, als anerkannten Führer